

## *Missionarische Bewußtseinsbildung für morgen*

Von Walbert Bühlmann OFM<sup>Cap</sup>, Rom\*

Man kann sich füglich fragen, ob wir einer Fata morgana oder einer realen Möglichkeit nachjagen, wenn wir versuchen, missionarische Bewußtseinsbildung für morgen zu betreiben. Wenn uns solche Bewußtseinsbildung in der Vergangenheit, also unter guten Voraussetzungen, nicht gelungen ist, wie sollen wir sie in Zukunft, also unter erschwerten Umständen, zustandebringen?

Dazu wären zwei Dinge zu sagen: Erstens: in der Vergangenheit war missionarisches Bewußtsein, wenn nicht vollkommen, so doch in einem beträchtlichen Maß vorhanden. Wie anders wären sonst die Missionserfolge der letzten Jahrhunderte, vor allem der letzten Jahrzehnte zu erklären? Auch wenn wir seit Joseph Schmidlin gewohnt sind, Missionsgeschichte kritisch, nicht triumphalistisch zu schreiben, bleibt doch sehr viel, das uns echten Missionsgeist am Werke sehen läßt. Die neueste monumentale Geschichte der Propaganda Fide, „Memoria rerum“, legt auf 4000 Seiten bedredtes Zeugnis dafür ab<sup>1)</sup>. — Zweitens: Wer kann schon sagen, daß wir morgen mit „erschwerten Umständen“ zu rechnen hätten? Mit veränderten Umständen, gewiß. Aber es könnte sich erweisen, daß diese veränderten Umstände unter Umständen bessere Umstände sein werden. Die Qualifizierung hat sich erst noch zu ergeben, und sie wird weitgehend von unserm Handeln in dieser geschichtlichen Stunde abhängen.

Zunächst macht diese veränderte Lage freilich einen eher deprimierenden Eindruck. In Sachen Mission ist eindeutig ein Temperatursturz festzustellen, der entgegen allen Erwartungen nach dem Vaticanum II über Nacht hereingefallen ist. Es gibt zwar noch einzelne geschützte Stellen, wo die Blust vom Frost verschont blieb. Aber diese Kreise, die sogenannten „guten Missionsfreunde“, tragen Mission nicht mehr in eine weite Zukunft. Die andern Kreise hingegen, die Jungen, die Christen von morgen, leben in einer missionarischen Interesselosigkeit, die letztlich zu einem totalen missionarischen Neo-Isolationismus zu führen droht.

---

\* Referat auf der Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates am 12. Juni 1975 in Würzburg.

1) J. Metzler (Hg.), S.C.P.F. Memoria rerum 1622—1972, Freiburg i. Br. 1971—1975.

Wie immer wir die Zukunft sehen, wir müssen uns damit abfinden, daß wir mitten im

### ZUSAMMENBRUCH EINES MISSIONARISCHEN WELTBILDES

stehen, ja, daß dieser Prozeß bereits vollendete Tatsache geworden ist. Der Missionar, der wie kaum ein anderer Beruf vom Schimmer des Heroismus und Romantizismus lebte, dieser self-made-man, dieser Supermensch, der alles wagte, alles konnte, der Christentum und Kultur brachte und die Welt für Christus zu erobern suchte, diese Figur ist entmythologisiert ent-hagiographisiert worden, wie selbst der große Patron der Missionen, Franz Xaver, durch die kritische Geschichtsschreibung ridimensioniert worden ist<sup>2)</sup>).

Der Vorgang berührt aber viel mehr als bloß die Gestalt des Missionars. Es geht um den Zusammenbruch eines uns lieb und vertraut gewordenen Weltbildes. Bis zum Zweiten Weltkrieg fühlten wir uns doch in Europa im vollen Sinn im Zentrum der Welt (vgl. die Weltkarten in meinem Buch „Wo der Glaube lebt“ S. 75 f.). Hier liefen die Fäden der Weltpolitik, der Weltwirtschaft, der Weltkirche zusammen. Von hier aus wurde die übrige Welt in Bewegung gesetzt, stets in Funktion zu Europa. Auch das Christentum profitierte von dieser Vorrangstellung Europas. Es galt diskussionslos als die Weltreligion.

Dieses Weltbild ist Schlag auf Schlag zusammengefallen. Es genügt, an einzelne bezeichnende Ereignisse der letzten 20 Jahre zu erinnern:

— Bandung 1955, wo der afro-asiatische Block gebildet wurde, gab das Signal zur politischen Emanzipation. Was seither geschehen ist, gehört bereits der Geschichte an und hat mit dem Ende des portugiesischen Imperiums seinen krönenden Abschluß gefunden.

— Paris 1956, wo die schwarzen Schriftsteller und Künstler die geistige Epiphanie der schwarzen Rasse feierten, gab das Signal zur kulturellen Emanzipation.

— Algier 1973, wo die Völker der Dritten Welt beschlossen, durch engeren Zusammenschluß das Diktat der Weltmarktpreise zu brechen, gab das Signal zur wirtschaftlichen Emanzipation. Welche Macht damit in die Hand der bisher Machtlosen gekommen war, hat sehr rasch die Ölkrise an den Tag gelegt. Und wer weiß, ob bald auch die Zucker, Kaffee, Baumwolle, Kupfer und anderes produzierenden Staaten ähnliche Maßnahmen ergreifen werden — als verhängnisvoller Bumerang der vorher auch eigenmächtigen Handlungsweise Europas?

---

<sup>2)</sup> Vgl. A. Goodier, *Saints for sinners. The failure of St. Francis Xavier*, London 1936.

— Kyoto 1970, wo 340 Vertreter aus 10 Religionen um den runden Tisch saßen, um die gemeinsamen religiösen Probleme zu besprechen, gab das Signal zur religiösen Emanzipation, in dem Sinn, daß die Christen sich nicht mehr so selbstverständlich als die einzige legitime Religion ausgeben können. Die neue prophetische Interpretation der gesamten Menschengeschichte als Ort des Heilshandelns Gottes läßt sich nicht mehr rückgängig machen.

— Rom 1974 schließlich, die Bischofssynode, gab das Signal zur — verstehen Sie mich richtig — kirchlichen Emanzipation. Das Thema der Lokalkirchen war vom Sekretariat nicht vorgesehen, ja, sollte bewußt ferngehalten werden. Es wurde aber dann von den Bischöfen der Dritten Kirche mit Vehemenz zur Sprache gebracht. Vermehrte Authentizität, größere Freiheit für eigene Kirchendisziplin, eigene Liturgie, eigene theologische Reflexion, Absage an westliche Bevormundung, an die bisher vom Westen gesteuerte missionarische Initiative in aller Welt: das ist in Stichworten das Fazit der Diskussion über diesen Punkt. Die westliche Kirche mußte erstmals erkennen, daß nicht mehr sie den Ton angibt in der Gesamtkirche. Rund zwei Drittel der Interventionen stammten von Bischöfen der südlichen, der Dritten Kirche. Kardinal Höffner sagte nachher nicht umsonst, die Synode sei eine Lektion der Demut für die westliche Kirche gewesen.

Wir brauchen gar nicht an die radikale Reaktion zu denken, wie sie in protestantischen Kreisen unter dem Namen „Moratorium“ von sich reden macht, wo man den Rückzug aller Missionare und die Blockierung aller Missionsgelder für wenigstens 5 Jahre fordert, um beiden Seiten Zeit zu geben, ihre zukünftigen Beziehungen neu zu überdenken und die jungen Kirchen zu veranlassen, endlich ihre eigene Identität zu finden<sup>3)</sup>. Jedenfalls bleibt Tatsache, daß der Westen seine Welthegemonie ausgespielt hat, sowohl kulturell wie politisch, wirtschaftlich und auch kirchlich-missionarisch. Nehmen wir hinzu die Mühsamkeit des Weges zur europäischen Einheit, die Hilflosigkeit gegenüber den Alters-, Umwelt- und Energieproblemen, die plötzliche Einsicht in die Grenzen des Fortschritts“, und wir sind uns alle bewußt, daß wir gegenwärtig durch eine Phase der Depression gehen und etwas von dem zu spüren bekommen, was Oswald Spengler vor 50 Jahren mit seinem Buch „Untergang des Abendlandes“ ausdrücken wollte.

Ein missionarisches Weltbild ist also zusammengebrochen, ein missionarisches Zeitalter zu Ende gegangen. Das bedeutet freilich nicht das Ende schlechthin. Wir haben schon andere Welten und Weltbilder zusammen-

---

<sup>3)</sup> Zusammenfassend in der Sondernummer der International Review for Mission, Genf 1975, April.

fallen sehen. Denken wir an das Deutschland von 1945 und seine Wiedergeburt, oder an den Zusammenbruch des biblischen Weltbildes. Wir wagen doch heute nicht mehr, die Erzählung von der Erbsünde und Sündflut, die Vorstellung von Himmel, Fegfeuer, Hölle, der Auferstehung der Toten aus allen Einzel- und Massengräbern von der Steinzeit bis zur Atomzeit noch ernst zu nehmen, wie wir es vor 30 Jahren unbekümmert taten. All das ist entmythologisiert, aber nicht unbedingt demoliert worden. Wir haben gelernt, zwischen dem „Gesagten“ und dem „Gemeinten“ zu unterscheiden, durch die Reinterpretation des Glaubens das Wesentliche des Glaubens nicht bloß zu retten, sondern es sogar lebendiger zu machen. Etwas ähnliches ist uns angesichts der Ruinen des missionarischen Weltbildes aufgetragen. Was uns dazu vor allem nottut, ist eine schöpferische Pause.

Eine Schmollwinkel-Reaktion führte nicht weiter. Eine Vogel-Strauß-Reaktion ebensowenig, obwohl sie allzu häufig praktiziert wird von Männern der kirchlichen Verwaltung und Verantwortung, die in den Alltagsaufgaben aufgehen und den Zusammenbruch nicht wahrgenommen haben, oder ihn nicht wahrhaben wollen und noch viel weniger sich redlich um neue Planung bemühen.

Ich meine, das einzig richtige Verhalten ist die Emmaus-Reaktion: nach dem Zusammenbruch der Hoffnung, nach dem Erwachen aus dem kurzen Messias-Traum sich Jesus und seinem Geist zu überlassen, die Schrift neu zu verstehen, d. h. die Geschichte, die damalige und die heutige, prophetisch zu interpretieren, zu erkennen, daß alles so kommen „mußte“ und daß so sich eine neue Tür öffnet für die Herrlichkeit des Reiches Gottes. Dann wird unser Herz zum Brennen kommen und statt gelähmt zu bleiben, werden wir beflügelten Schrittes durch die Welt von morgen wandern und die Botschaft des Herrn ausrufen.

Bisher schwamm Mission — ohne höhere Motive und Kräfte ausschließen zu wollen — mit im Strom der Zeit. Sie wanderte mit auf den Straßen der erschlossenen Imperien, war mitgetragen vom Kolonialwillen der Heimat. Sie schenkte als Belohnung das Bewußtsein der guten Tat, die Erfahrung einer großen Verantwortung, die Genugtuung der erfolgverkündenden Statistiken. Das alles ist anders geworden. Was aber bleibt und weiterhin trägt, das ist die Spiritualität, der Glaube, die ruhige Gewißheit inmitten der dunklen Nacht der Seele. Das hilft nicht bloß, dumpf durchzuhalten, sondern schafft sogar das Klima der Serenität und Zuversicht, das allein echte Inspirationen und Initiativen zum Sprießen bringt. Vor allem brauchen wir, soll es wirklich eine schöpferische Pause werden, den Schöpfergeist, der nicht bloß damals, sondern immer wieder Chaos in geordneten Kosmos verwandelt.

In diesem Geist werden wir zunächst unsere Stellung im Gesamt der Schöpfung und der Geschichte redimensionieren. Wir waren doch zu sehr erfüllt von uns selbst. Wir glaubten uns auserwählt „für uns“, statt auserwählt „für die andern“. Wir meinten, Europa sei Zenit und Zentrum der Welt, Alpha und Omega der Weltgeschichte. Die neuen Handbücher der Weltgeschichte (Saeculum Weltgeschichte; Historia mundi) machen uns bescheidener, indem sie beginnen mit den Primärzentren der Hochkulturen im Zweistromland (Mesopotamien), im Niltal, im Industal, im Tal des Gelben Flusses, auf den polynesischen Inseln, im alten Amerika, und dann, gleichsam unter „ferner liefen“, zu den Kulturen im östlichen und westlichen Mittelmeer und schließlich zu unserer europäischen Geschichte gelangen. So sprengen wir plötzlich den engen Horizont. Wir entdecken nicht bloß hinter uns größere geschichtliche Tiefe, sondern auch um uns und vor uns größere Weite. Das wirkt befreiend, bereichernd, macht das Wandern interessant. Wir kommen der Realität näher und schaffen den echten Humanismus des beginnenden dritten Jahrtausends, der nicht mehr bloß den Strom unserer Kultur bis zu den griechisch-römischen Anfängen zurück verfolgt, sondern das Meer der Kulturen ringsum staunend überblickt. Wir verstehen uns fortan als Teil eines ganzen, trauern nicht der verlorenen privilegierten Stellung nach, sondern freuen uns und engagieren uns, da wir nun mit dem ganzen stehen oder fallen, wachsen oder schwinden. Wir erkennen, daß jene Ereignisse von Bandung 1955 bis Rom 1974 kommen „mußten“, daß Europa seine Hegemonie verlieren „mußte“, um den Weg frei zu geben für eine größere Welt und eine größere Kirche, für die zu erhoffende, zu schaffende Brüderschaft aller Menschen, wie sie dem Plan Gottes mit seiner Menschheit entspricht.

Der Geist hilft uns ferner, die Dynamik des echten Glaubens zu erfahren. „Vogel, friß oder verdirb!“ Jetzt kommt die Stunde der Wahrheit. Jetzt entscheidet sich, ob Mission ohne die Krücke des Kolonialismus gehen kann, ob wir das Eigentliche der Mission entdecken, ob wir das Christusereignis ernst nehmen, ob wir bei aller Aufwertung der modernen Humanismen und der Herausforderung der Weltreligionen noch das unterscheidend Christliche, nicht als Ausschließlichkeit, wohl aber als Einzigartigkeit, annehmen, wie es H. Küng in „Christ sein“ herausgearbeitet hat. Jetzt zeigt sich, ob wir uns zumuten, gegenüber dem absoluten Unsinn, worunter der moderne Mensch, auch in der Dritten Welt, leidet, eine Alternative anzubieten und selbst dem offenbaren Unsinn durch Kreuz und Auferstehung Christi einen verborgenen Sinn zu geben. Wir brauchen nicht unbedingt scholastische Lehrsysteme als Inbegriff des Christentums zu verteidigen. Was aber Gott durch die Propheten und durch seinen Sohn als Sinnerhellung unserer Existenz geoffenbart hat, das sollen, das müssen wir weiterhin der Welt verkünden. Die Menschen sollen für

die entscheidenden Fragen nicht stets am Nullpunkt beginnen müssen, nachdem Christus uns alles mitgeteilt hat, was er vom Vater gehört hat. Wenn wir nicht mehr genügend zu unserer Sendung stehen, kommt es daher, daß wir nicht mehr genügend die Sammlung pflegen. Sammlung und Sendung (um eine protestantische Terminologie zu gebrauchen) gehören zu engst zusammen. Denn es ist ein und derselbe Geist, der beides bewirkt. Der klassische Fall für diesen Zusammenhang von Sammlung und Sendung ist und bleibt Apostelgeschichte 13, wo der Christengemeinde von Antiochia, während sie betete und fastete, vom Geist die zwei besten Lehrer abgefordert wurden für das Missionswerk. Wenn wir heute eine Sendungskrise feststellen, liegt die Ursache nicht so sehr im äußerlich veränderten Weltbild, sondern in der Sammlungskrise. Hier muß man also ansetzen, sonst ist alles Werben umsonst.

Die Erneuerung des Glaubens ist freilich nicht Sache unserer Bemühungen, sondern Wirkung des Heiligen Geistes, der unverhofft, in schöpferischer Freiheit und Fülle, über das Land kommen kann und tatsächlich kommt, um alles neu zu machen. Sind wir nicht alle Zeuge davon, wie nach der Welle der „Gott-ist-tot-Theologie“, nach der Welle der Säkularisierung, des autonomen, innerweltlichen Menschen, bereits als eine impulsive Reaktion die Welle des post-industrialen Menschen im Steigen ist, die Welle der irrationalen Spontaneität, des Sich-Bergens im Mysterium, der Wort-Gottes-Gemeinschaften, des „Feast of the fools“ (H. Cox), des Jugend-Konzils von Taizé, des Kongresses der Evangelikalen in Lausanne 1974, des Pfingstkongresses in Rom 1975? Aus all diesen Bewegungen heraus kommen plötzlich wieder Menschen, die sich des Evangeliums nicht schämen (Röm 1,16), sondern es leben und überall verkünden<sup>4</sup>)! Die Bischofssynode in Rom 1974 hat dieses erneute Bedürfnis zum Gebet, die Lesung der Heiligen Schrift, die Erfahrung des Heiligen Geistes zu den verheißungsvollen Zeichen der Zeit gezählt. Das alles schafft neue Zuversicht inmitten der allgemeinen Depression. Wer da nicht mitkommt, wird vorläufig einfach liegen gelassen, bis er vielleicht doch noch vom Geiste ergriffen wird.

Mission jedenfalls geht weiter, Mission in neuer Form, Mission in sechs Kontinenten, Mission als Omnipräsenz der Kirche, mit fortan dem zahlenmäßigen Schwergewicht in der südlichen Hemisphäre, inmitten der armen, farbigen, jungen, dynamischen Völker, Mission als Botschaft der totalen Befreiung, des integralen Heiles, kurz als sichtbares und wirksames Zeichen der Liebe Gottes für alle Menschen!

---

<sup>4</sup>) Vgl. Modelle lebendiger Kirchen, in: Walbert Buhlmann, Wo der Glaube lebt. Einblicke in die Lage der Weltkirche, Freiburg i. Br. 1974, 162–166. J. Suenens, Une nouvelle pentecôte? 1974. H. Mühlen, Die Erneuerung des christlichen Glaubens, München 1974.

Der Geist hilft uns schließlich noch, die neue Realität der Kirche zu erkennen. Bisher waren Europa-Amerika Kirche, Afrika-Asien Mission. Wir können tatsächlich die kirchliche Maternität für jene jungen Kirchen beanspruchen, wie Paulus den Korinthern in Erinnerung ruft, daß er sie durch die Verkündigung des Evangeliums in Jesus Christus geboren habe (1 Kor 4,15). Aber diese Kinder unseres Glaubens sind inzwischen erwachsen geworden und berufen sich auf ihre Mündigkeit. Wenn es in Afrika 1952 zwei afrikanische Bischöfe gab, 1973 aber 170, in Asien entsprechend 31 und 144, dann will das heißen, daß diese zwei vergangenen Jahrzehnte kirchlich ungeheuer fruchtbar waren. „Ende der Missionen“, d. h. eines Systems, in dem wir Missionare, Geld, Ideen lieferten und die gesamte Verantwortung für jene Missionen trugen, das Ende dieses Systems bedeutet nichts Schlimmes, nicht einen Schlag gegen die Mutter-Kirche, sondern vielmehr Krönung und Vollendung unserer missionarischen Tätigkeit. Der Impuls hat gewirkt, der angekurbelte Motor läuft weiter. „Unsere Missionen“ werden mit der Aufhebung des „Jus commissionis“ am 24. Februar 1969 nicht Niemandes-Land, fallen nicht dem Feind in die Hand, sondern sind zu jungen, selbständigen Ortskirchen geworden, die ihrerseits wieder zu Agenten der Evangelisierung in aller Welt, besonders in ihrer Welt werden. Welche Bereicherung kann man davon erwarten, wenn nicht mehr bloß ein Kontinent in den andern fünf missioniert, sondern wenn nun in jedem Kontinent Priester und Laien auf ihre Weise das Evangelium leben und es weiter tragen!

Freilich, diese Kirchen sind keineswegs derart unabhängig, daß sie unserer nicht mehr bedürften. Es ist überhaupt „keine Kirche — sei sie westlich oder nichtwestlich — von Gott dazu berufen, unabhängig zu werden. Alle sind vielmehr aufgerufen, gleichzeitig ihre eigene, einmalige und unverwechselbare Identität zu verwirklichen und einander durch Austausch und gegenseitige Hilfe zu bereichern, um so glaubwürdiger und wirksamer an der vollen Befreiung der Menschheit im Rahmen des Heilsplanes Christi mitzuwirken“<sup>5)</sup>. Wenn eine Kirche sich einbildete, total unabhängig zu sein, dann wäre sie eben eingebildet. Koinonia, Kommunion, Kontakt, Kommunikation gehören konstitutiv mit zum Wesen jeder Ortskirche.

Mission über den eigenen Raum hinaus bleibt nach wie vor Lebensfunktion jeder Ortskirche und verlangt die Mitverantwortung und Mitarbeit aller in jener Kirche. Über die theologische Argumentation hinaus kann heute rein pragmatisch nachgewiesen werden, daß wir nicht am Ende, sondern am Beginn einer neuen und außergewöhnlichen Missionsepoche stehen, da wir gleichzeitig von der Stunde Afrikas, der Stunde Lateinamerikas,

---

<sup>5)</sup> J. Kerkhofs, Situationsanalyse der Kirchen, die nicht zum nordatlantischen Raum gehören, in: ZMR 1972, 167.

der Stunde Asiens reden können, also vor eine globale Herausforderung zur Verwirklichung der Mission Christi in der Welt gestellt sind<sup>6)</sup>.

Wir erkennen also in dieser schöpferischen Pause, daß die „veränderten Umstände“ gar nicht schlechtere Voraussetzungen schaffen, im Gegenteil, daß sie uns eine neue Schau der Welt und der Kirche vermitteln, die befreit und neue Kräfte weckt. Wir tun gut daran, den jungen Christen, die dem alten missionarischen Weltbild nicht nachtrauern, aber den bleibenden Sinn der Mission noch nicht entdeckt haben, diese neue Schau und die gegenwärtige Herausforderung bewußt zu machen. Sie sind müde des kirchlichen Jammerns über die „schlechten Zeiten“, müde der innerkirchlichen Streitgespräche über die Handkommunion, die Interkommunion, den außergewöhnlichen Spender der Kommunion, die Laienpredigt und dergleichen. Sie lassen sich bestenfalls noch an einer Kirche interessieren, die nicht bloß vorgibt, eine Mission zu haben, sondern die tatsächlich mutig und prophetisch, mit Worten und Taten in die Zeitgeschichte eingreift und sie mitgestaltet. Die Kontestation in der Kirche wird wachsen, oder aber, was schlimmer ist, in Müdigkeit und lautlose Abwanderung ausmünden, solange die Kirche ihre Hauptsorge auf die Innenpolitik verlegt. Es besteht indes gute Hoffnung, die Kontestation durch missionarische Öffnung, durch eine große Außenpolitik zu überwinden, durch Teilnahme an der Mission, die einer heilsbedürftigen Welt Heil anbietet, Heil für Leib und Seele, Heil für jetzt und dereinst, Heil für den Menschen schlechthin, so wie Christus es getan hat.

So brauchen wir den nötigen Mut für den

#### AUFBRUCH ZUM ZWISCHENKIRCHLICHEN DIENST.

In der traditionellen Terminologie nannte man es „cooperatio missionalis“, was aber eine einseitige Anstrengung, ein Einbahn-System meint. Wir haben uns heute einzureihen in den Zug des gesamten Volkes Gottes, nicht mehr am Kommandoposten, sondern schlicht als Christen unter Christen, auf der neuen Basis der Partnerschaft, der Brüderschaft, stets aufmerksam und flexibel, um zu erkennen, was je fällig ist, was jede Kirche nötig hat, aber auch, was jede Kirche geben kann. So wird „unsere Missionshilfe“ abgelöst durch das „Rendez-vous du donner et du recevoir“ (L. Senghor), durch die „cross-culturation“, den zwischenkirchlichen Dienst, die gegenseitige Befruchtung, Anregung, Bereicherung, nicht bloß aus Diplomatie, sondern aus wirklicher Interdependenz!

Wir bilden uns doch nicht mehr ein, daß wir nur zu geben und nichts zu empfangen hätten. Lateinamerika ist uns weit voraus in der Theologie der Befreiung, im konkreten Einsatz für die Würde des Menschen, in der

<sup>6)</sup> W. Bühlmann, a. a. O. 122—136.



Auswertung des eucharistischen Brotes für das Teilen auch des täglichen Brotes, in der österlichen Hoffnung (Negro Spirituals), in der Erneuerung der Kirche durch die Basis-Gruppen. Afrika möchten wir beneiden um seine Spontaneität, seine Lebensfreude, seine evangelische Sorglosigkeit, wie um seine priesterlosen und doch sehr aktiven Außenposten, die uns Modell sein können für unsere kommende priesterarme Zeit. Von Asien aber beziehen wir bereits die Technik der Meditation und hoffentlich lernen wir auch bald vom maoistischen China die Technik der Sensibilisierung, denn wir müssen staunend und beschämt zugeben, daß die maoistische Ideologie in Ländern, wo wir seit Jahrzehnten inmitten eines „gott-ergebenen“ Volkes wirkten, in kurzer Zeit eine Massenbewegung von Animatoren auszulösen verstand, die ihr Volk in Bewegung bringen (Mozambique, Äthiopien usw.).

Wenn wir zuerst einmal uns selbst als die Empfangenden, ja die Bedürftigen erkennen, werden wir auch wieder geben können, ohne die Empfangenden zu verdemütigen. Vor aller greifbaren materiellen und personellen Hilfe wird von uns etwas viel Subtileres und Wichtigeres erwartet: ein Inter-esse (ein Dabei-, Mitten-drin-Sein, mea res agitur!), eine Sym-pathie, ein Ver-ständnis, daß wir jene Menschen als Mitmenschen und Brüder annehmen, so wie sie sind, daß wir nicht den Stab über sie brechen, weil einzelnen ihrer Staatsführer die Macht in den Kopf gestiegen ist, daß wir ihnen Zeit lassen, ihre Geschichte zu gestalten, wie auch wir für unsere Geschichte Zeit brauchten und bis heute noch keine Muster der christlichen, der politischen und weltwirtschaftlichen Tugenden geworden sind. Die beste missionarische Information nützt wenig, fließt ab wie ein Platzregen, wenn sie nicht auf ein zum voraus durch dieses Interesse gelockertes Erdreich fällt. Missionarische Bewußtseinsbildung, das Wissen um die weltweite Verantwortung und Solidarität hat also Priorität vor allen andern Unternehmungen.

In dieser Haltung werden wir auch das nötige Vertrauen in die jungen Ortskirchen setzen. Wir werden sie nicht mehr bemuttern. Sie sollen nicht schwache Kopien unserer westlichen Kirche werden. Lassen wir doch jene jungen Vögel flattern. Sie werden schon den richtigen Weg finden! Der Schöpfergeist, der den Zugvögeln den nötigen Instinkt gab, wie sollte er nicht auch den jungen Kirchen die nötige Inspiration und innere Reifung geben? Wir stehen an einer historischen Wende wie damals beim Übergang der Judenkirche zur Heidenkirche. Die Kirche, die nun 2000 Jahre lang quantitativ und qualitativ Kirche des Westens war, ist daran, Kirche der Welt zu werden. Sie muß aber bereit sein, dafür einen Preis zu zahlen: die Desokzidentalisation, die Preisgabe des Monopolanspruchs der westlichen Form von Kirche. Wir sollen den Kirchen der andern Kontinente mit ihrem nun eigenen politischen, kulturellen und kirchlichen

Selbstbewußtsein nicht die Lasten der westlichen Tradition aufbürden. Sie wollen das Evangelium in ihre Kultur hinein inkarnieren, ihm Fleisch von ihrem Fleisch, Geist von ihrem Geist geben.

Was grundsätzlich in vielen Dokumenten des Konzils und der Synoden klar ausgedrückt ist, wird, wenn es drauf und dran kommt, wieder zurückgenommen, aus „Liebe zu einer Kirche unter dem einen Hirten“, oder sagen wir besser, aus Angst, die kirchliche Einförmigkeit auf Grund der kontingenten europäischen Geschichte und der disziplinären Gesetze auszutauschen mit der Vielfalt der Formen bei aller Einheit des Glaubens und der Liebe<sup>7)</sup>. Das Seilziehen, das bei der letzten Synode um dieses Thema der Ortskirchen ausgebrochen ist, wurde mit dem Ende der Synode nicht einfach abgebrochen. Das Symposium der afrikanischen Bischofskonferenzen hält seine diesjährige Tagung in Rom mit dem Thema: „Evangelisierung und Kulturen.“ Das gleiche Thema ist Gegenstand der freien Forschung beim Internationalen missiologischen Kongreß im Herbst in Rom.

Die westliche Kirche, die damals den abstrakten, antireformatorischen Katechismus in die Missionen importierte, hat diesen Schaden im Konzil gut gemacht. Jetzt leben wir in einer evangelischeren Kirche, die würdig ist, der ganzen Welt angeboten zu werden. Neben diesem Dienst der Erneuerung, der weiterhin zu leisten bleibt, ist es gegenwärtig m. E. die dringlichste Aufgabe der Theologen, die Thematik um die Ortskirchen und den Pluralismus noch mehr zu vertiefen und unermüdlich und noch lauter zur Sprache zu bringen<sup>8)</sup>, bis schließlich der theologische und praktische Ausgleich zwischen Vaticanum I und Vaticanum II, zwischen Universalkirche mit dem Primat und den Ortskirchen mit den Bischöfen gefunden und verwirklicht ist.

Ich meine, der zu erwartende Pluralismus sei nicht in erster Linie ein Gegenstand der Angst, sondern unerhörter Hoffnung. In einem neuen Buch über Afrika und seine Religionen stellen die zwei Autoren, L. V. Thomas und R. Luneau, fest, daß Afrika in der gegenwärtigen Welt der Künstler, Schriftsteller, Cineasten, Maler einen beachtlichen Platz eingenommen habe, aber an religiösen Schöpfungen noch arm geblieben sei — weil hier der nötige Raum der Freiheit gefehlt habe. Und doch habe Afrika Recht und Pflicht, „seinen“ religiösen Ausdruck zu finden, „sein“ reli-

7) Ausdruck dieser Haltung ist etwa der Artikel von *D. Grasso*, *I problemi trattati al Sinodo dei vescovi*, in: *Civiltà Cattolica* 1974, 435—446.

8) Es ist bezeichnend und betrüblich, daß im Gespräch um den theologischen Pluralismus bei der Synode 1974 die Studie der Internationalen Theologischen Kommission, „Die Einheit des Glaubens und der theologische Pluralismus“, Einsiedeln 1973, überhaupt von niemandem erwähnt wurde. So sehr leben Theologie und offizielle Kirche aneinander vorbei.

giöses Wort zu gebären zum Reichtum der Kirche<sup>9)</sup>. Was werden wir zu erwarten haben, wenn einst nicht mehr bloß Europa für alle andern Kontinente Liturgie bestimmt und gestaltet, wenn einst nicht mehr bloß ganz wenige Männer der westlichen Welt — vorwiegend Theologen des Mittelalters! — Theologie machen und alle andern es nachsagen, sondern die Christen der sechs Kontinente das Evangelium lesen, leben, es in ihre Geisteswelt hinein übertragen? Es wird daraus ein Kaleidoskop von Theologie entstehen, wo die gleichen Grundfarben in immer neuem Zusammenspiel erscheinen. Es wird daraus ein Frühling von theologischem Blühen über die ganze Erde hin zum Sprießen kommen. Wir leben in einer interessanten Epoche, und missionarische Bewußtseinsbildung hat heute viel anziehendere Horizonte vor sich als in der „guten, alten Zeit!“

Noch ein Wort zur handgreiflichen Hilfe von Personal und Geld. Sicher kann man nicht mehr unbeschwert wie vor 20 Jahren die Werbetrommel schlagen und meinen, die Missionskrise werde damit wieder endgültig überwunden. Aufrufe wirken nur noch glaubwürdig, wenn sie im politisch-psychologisch-kirchlichen Kontext ausgesagt werden. Wir sollen es gar nicht verheimlichen, daß mehrere Staaten die Missionare ausgewiesen haben und wir uns in andern Staaten auf derartige Maßnahmen gefaßt machen müssen. Wir sollen es nicht verheimlichen, daß da und dort die einheimischen Bischöfe — trotz schöner Worte — und der einheimische Klerus nicht mehr darauf erpicht sind, viele weitere Missionare zu bekommen. Wir sollen es nicht verheimlichen, daß mit ständigem Nachschub von Missionaren die grundlegenden Probleme der jungen Ortskirchen nicht gelöst werden, sondern Lösung hinausgeschoben wird. Sie sollen vor allem lokale Lösungen suchen durch größere Entfaltung der Ministerien und stärkere Mitverantwortung der Laien.

Trotzdem ist noch Bedarf da an Missionaren. Wenn im „priesterarmen“ Europa auf 10 000 Katholiken 9,8, in Nordamerika 12,6 Priester kommen, in Asien aber nur 4,7, in Afrika 4,3, in Lateinamerika 1,8; wenn die 2,2 Milliarden Nichtchristen von 1965 bis ins Jahr 2000 auf 4,2 Milliarden ansteigen, angesichts solcher brutaler Zahlen soll niemand im Ernst behaupten, es brauche keine Missionare mehr. Freilich Missionare, die hellhörig und mitbrüderlich sind, sich den Ortskirchen einordnen, dem „Moratorium“ als Reaktion auf unbewältigte Konflikte zuvorkommen. Missionare, die mit heutigen Methoden und Haltungen unter den Nichtchristen leben als Vorhut aller religiösen Menschen auf ihrem Weg zum Vater. Missionare als Botschafter der alten unter den jungen Kirchen, als Zeichen und Garantie für die Einheit und Universalität der Kirche, als Modelle des radikalen Verlassens von Familie und Heimat, der Grenzüberschreitung um

---

<sup>9)</sup> La terre africaine et ses religions, Larousse 1975, 333.

des Reiches Gottes willen, so wie Christus seine Existenz im Gottsein überschritt, um eine Existenz „für uns“ und „mit uns“ anzunehmen.

Auch das Thema Geld muß im heutigen Kontext behandelt werden. Zunächst müssen wir bedauern, daß in der Vergangenheit Mission so sehr mit dem Gedanken Geld verbunden war. Kaum hörte ein guter Christ das Wort Mission, glaubte er, den Geldbeutel öffnen zu müssen, um dann wieder guten Gewissens weiterzugehen. Wir müssen auch zugeben, daß wir mit unserm Geld passive, empfangende — und oft undankbare Christengemeinden aufbauten, oder wenigstens, wie Bernard Nkuissi aus Kamerun es formulierte, Kirchen wie schwerkranke Menschen, die nur von künstlicher Ernährung und ständigen Bluttransfusionen, d. h. von unsern ständigen Geldeinspritzungen leben können.

Trotzdem braucht es noch Geld. Aber Geldhilfe hat heute vorwiegend den Zweck, Voraussetzungen für eine selbsttragende Kirche zu schaffen, Benefizien jeglicher Art zu stiften, wie es von „Ecclesiae Sanctae“ III/8 gewünscht wird, auch den wirtschaftlichen Standard jenes Landes zu heben, damit die einheimischen Christen in die Lage versetzt werden, ihre Kirche zu erhalten. Wo eine Hilfe diesen Zweck behindert, wäre sie nicht mehr verantwortbar<sup>10</sup>).

Bei der Beschaffung dieser immer noch nötigen Gelder vollzieht sich zusehends eine zweifache Verlagerung: eine Verlagerung von der bilateralen zur multilateralen Hilfe. Die Missionsinstitute, die in der Vergangenheit Hauptvermittler der Missionsgelder waren, haben „ihre“ Missionen an die Ortskirchen abgetreten. Sie sind nicht mehr im gleichen Maß wie früher auf Geldjagden und auf die damit verbundene Konkurrenz angewiesen. Geldbeschaffung fällt heute mehr und mehr übergeordneten Werken wie Misereor, Adveniat und vor allem den Päpstlichen Missionswerken zu. Diese letzteren stehen vor einer Chance. Sie haben aber ihr Vorrecht nicht so sehr auf Grund päpstlicher Dokumente zu behaupten, sondern durch Transparenz und Effizienz auszuweisen. Daß es heute eine übergeordnete Koordinations- und Ausgleichsstelle braucht, liegt auf der Hand. Durch weitsichtige Planung, z. B. durch Entsendung von kirchlichen Finanzfachleuten, könnten sie regionale Finanzierungspläne ausarbeiten und Bischofskonferenzen, welche die nötigen psychologischen Voraussetzungen haben, helfen, in absehbarer Zeit eine gerechte und solidarische Finanzgrundlage zu schaffen.

---

<sup>10</sup>) Zum ganzen vgl. *Th Dams* (Hg.), *Entwicklungshilfe — Hilfe zur Unterentwicklung?* Mainz-München 1974. *G. A. C. van Winsen*, *L'assistance missionnaire catholique*, Leiden 1973. *S.C.P.G.E.*, *Aspetti pastorali delle Pontificie Opere Missionarie*, Roma 1974. *W. Bühlmann*, a. a. O. 287—302.

Eine zweite Verlagerung vollzieht sich von der Almosen-Sammlung zum zwischenkirchlichen Dienst. Almosen in Ehren. Aber es ist der „höchsten und heiligsten Pflicht der Kirche“ (Ad Gentes 29) nicht würdig, von bloßen Almosen leben zu müssen. Und es ist für die jungen Kirchen nicht förderlich, wenn ihre Bischöfe monatelang auf Bettelreisen in der Welt umherfahren. Im heutigen Sozialisierungsprozeß soll auch die Kirche für die Deckung ihrer Bedürfnisse geregelte Lösungen finden. Darum sollte der „Pflichtteil“ der christlichen Gemeinschaften, wie er in „Ad Gentes“ n. 38 und in „Ecclesiae Sanctae“ III/18 gefordert und durch Propaganda Fide in 1% des Pfarr- oder Diözesanbudgets konkretisiert wurde, endlich eine Selbstverständlichkeit werden. Junge Menschen sind ohne weiteres bereit, als „pressure groups“ für die Durchsetzung dieser Idee zu dienen und sie ziehen eine solche Lösung ohne Zweifel dem traditionellen „Missions-Pfennig vor!

Das sind einige Überlegungen zum Thema: Missionarische Bewußtseinsbildung für morgen — Wie Mission konkret morgen aussehen wird, wissen wir nicht und brauchen wir auch nicht zu wissen. Wir wissen nur, daß die theologischen Grundideen des Vaticanum II, die Idee der Ortskirchen und jene der Gewissensfreiheit, wie Zeitbomben wirken und noch keineswegs ihre volle Kraft abgegeben haben. Wir müssen oder dürfen noch auf vieles gefaßt sein. Auf diesem Weg in die unbestimmte und darum interessante Zukunft genügt es, wie Paulus stets auf den Geist zu hören, d. h. auf die Zeichen der Zeit zu achten, die laufende Geschichte prophetisch zu interpretieren und selbst zuversichtlich in dieser Geschichte mitzuwandern und mitzuhandeln!